

25.8530

[7]

Sonderabdruck

aus

Festschrift
Georg von Hertling

zum siebenzigsten Geburtstage am 31. August 1913

dargebracht

von der

Görresgesellschaft zur Pflege der
Wissenschaft im kath. Deutschland



Jos. Ksel'sche Buchhandlung in Kempten und München

Frankreichs niederländische Politik im vierzehnten Jahrhundert.

Von Professor Dr. Gottfried Kurth in Rom.

Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts hatten die französischen Könige einen solchen Grad von Macht erreicht, daß sie sich nicht mehr gezwungen glaubten, ihre Aufmerksamkeit ausschließlich dem ewigen Streit mit dem englischen Erzfeinde zuzuwenden. Und von Philipp dem Schönen an kehrten sie denn ihre Blicke nach den östlichen Grenzen ihres Reiches, wo sich die schönen, aus Lothar I. Erbschaft entstandenen Teilreiche Arelat oder Burgund und Lothringen ausdehnten. Diese beiden Reiche in ihre Hände zu bringen, ward nunmehr der mehr oder weniger erkennbare Zweck der kapetingischen Herrscher. Wie es ihnen gelang, in Arelat Fuß zu fassen und das ganze Land allmählich unter ihre Oberhoheit zu bringen, ist zur Genüge bekannt, und die Geschichte dieser mit ebensoviel Geschick als Zähigkeit geführten Unternehmung dürfte als erschöpft gelten.

Anders verhielt es sich mit den Versuchen, Lothringen der französischen Krone untertänig zu machen. Das frühere Königreich Lothringen war seit den Tagen des heiligen Bruno in zwei Herzogtümer: Oberlothringen (Vorraine) im Süden, Niederlothringen (Lothier) im Norden, geteilt. Oberlothringen bot den französischen Eroberungsgelüsten einen verhältnismäßig schwachen Widerstand. Der Graf von Bar wurde gezwungen, dem König für den auf dem linken Ufer der Maas gelegenen Teil seiner Grafschaft den Lehens- eid zu leisten; die beiden Bischofsstädte Toul und Verdun erkannten die französische Schutzherrschaft an; somit waren die ersten Schritte zur völligen Einverleibung der drei Bistümer getan, welche 1552 ihren Abschluß mit der Einklehr der Franzosen in Metz finden sollte. Von hier aus stand den Königen der Weg nach dem Rhein offen.

In Niederlothringen hingegen, das heißt in den Landen, welche das heutige Belgien und einen Teil des Königreichs Niederland ausmachen, hatte die französische Politik kein so leichtes Spiel, und trotz allen scheinbar noch so günstigen Verhältnissen sollte es ihr nie gelingen, von dort aus die so heiß ersehnte Rheingrenze zu erreichen. Wie es geschah, daß das kleine, allen Feinden offenstehende Belgien sich als das uneinnehmbare Bollwerk erwies, an dem alle Eroberungsversuche scheitern sollten, werden folgende Zeilen in aller Kürze darstellen.

Niederlothringen, trotzdem es seit 924 mit dem Deutschen Reiche verbunden war, hatte sich während des 13. Jahrhunderts fast vollständig von Deutschland losgemacht. Das Herzogtum hatte sich in eine Anzahl von Grafschaften und geistlichen Territorien zersplittert. Das wichtigste derselben war Brabant, dessen Dynasten nebst ihrem Titel eines Herzogs von Brabant auch den, wenn auch aller wesentlichen Macht beraubten eines Herzogs von Lothier trugen. Dann kamen die beiden geistlichen Fürstentümer Cambrai und Lüttich, und die Grafschaften Hennegau, Namur, Luxemburg und Geldern, kleinerer Lehnen wie Voos und Chiny oder der am rechten Ufer des Rheins gelegenen Grafschaft Holland nicht zu gedenken.

Alle diese Staaten waren nicht nur seit dem großen Interregnum Deutschland fast vollständig fremd geworden, sondern sie standen wie wohl kein anderes von Frankreichs



Nachbarländern unter französischem Einflusse. Alle, ausgenommen Geldern, enthielten eine sprachlich gemischte Bevölkerung, welche in Brabant und Flandern überwiegend niederdeutsch (flämisch), in Hennegau und Namur fast ausschließlich wallonisch, in Lüttich und Luxemburg halb wallonisch und halb deutsch war. Aber sowohl in den deutschen, bezw. niederdeutschen wie in den wallonischen Staaten gebrauchte die kultivierte Welt mit Vorliebe die französische Sprache: man weiß ja, um nur ein Beispiel anzuführen, daß der spätere deutsche Kaiser Heinrich VII. nur französisch sprach! Durch seine von der belgischen Jugend häufig besuchten Universitäten und seine in ganz Niederland gelesene und übersehten Dichter hielt Frankreich das gesamte geistige Leben Belgiens im Banne seiner Kultur. Wissenschaft und Kunst hatten ihre Hauptstadt in Paris.

So schien alles vereinigt, um den ehrgeizigen Plänen Philipps des Schönen, das heißt einer Ausdehnung Frankreichs nach Norden hin, die Wege zu bahnen. Nicht als hätte dieser kaltblütige und besonnene Realist eine sofortige Eroberung Niederlands durch die Waffen im Sinne gehabt: er wollte sie nur, nach der ihm eigenen Weise, von ferne vorbereiten. Inzwischen begnügte er sich damit, die belgischen Dynastien mit seiner etwas zudringlichen Freundschaft, welche sich leicht in eine wirkliche Schutzherrschaft verwandeln konnte, zu beehren, aber auch zu bestechen. Er war ja, wie jener ältere Philipp von Mazedonien, der Meinung, keine Festung sei uneinnehmbar, wo man einen goldbeladenen Maultesel hineinbringen kann. Allen niederlothringischen Fürsten zahlte er Jahrgelder: den größeren, wie dem Herzog von Brabant und dem Fürstbischof von Lüttich, etwa 2000 oder 2500 Livres, den kleineren, wie den Grafen von Hennegau und von Luxemburg, bloß 500. Indem er so die Herrscher an seine Person verknüpfte, erteilte er ihren Untertanen kostbare Privilegien für ihren Handel in Frankreich. Durch diese Politik, welcher seine Nachfolger treu blieben, gewann Frankreich ein ungeheures Prestige in Belgien. Als Philipp VI. auf den Thron stieg, wohnten alle belgischen Fürsten seiner Krönungsfeier bei.

Vor allem kam es den französischen Königen darauf an, in den beiden wichtigsten niederlothringischen Staaten Brabant und Lüttich ihren Einfluß geltend zu machen. Am günstigsten für sie gestalteten sich die Sachen im geistlichen Fürstentum Lüttich. Die heißblütige romanische Bevölkerung dieser Stadt war Frankreich von jeher hold gewesen, und seit dem Mittelalter bis zu unserer Zeit hat sich diese Vorliebe trotz der traurigsten Erfahrungen immer bewährt. Schon im Jahre 1302, als die jungen Patrizier Lüttichs in ihrem Streite mit den Zünften nach einem Erkennungszeichen suchten, fiel ihnen nichts Besseres ein, als sich den Namen *Enfants de France* zu geben, und mehr noch als die Patrizierwelt war das gemeine Volk für Frankreich eingenommen. Ein besseres Operationsfeld hätte sich für die Politik der Kapetinger kaum finden können, und es versteht sich von selbst, daß sie die Lütticher Bischofswahlen ängstlich überwachten, um französisch gesinnte Kandidaten durchzubringen. Und das schien, seitdem sich das Papsttum in Avignon niedergelassen, wo sechs französische Päpste nacheinander den Stuhl Petri bestiegen, ein leichtes Ding. Als nun Bischof Thibaut von Bar, den sein Vetter, Kaiser Heinrich VII., nach Italien mitgenommen hatte, in einem Straßenkampf in Rom gefallen war (1312), glaubte Philipp der Schöne, die Zeit sei gekommen, einzuschreiten, und er empfahl Papst Clemens V. seinen Schützling Adolf von der Mark.

Aus dem fernigen Stamme derer von der Mark entsprossen, war Adolf damals einer von jenen zahllosen jungen Edelleuten, welche als jüngstgeborene ihres Geschlechts ihren Weg im geistlichen Stande zu machen suchten; er studierte die Rechte auf der Universität Orleans und hatte — man weiß nicht wie — die Gunst des französischen Königs zu gewinnen gewußt. Der Papst erwies sich dem Empfohlenen gnädig, und so wurde Adolf Bischof von Lüttich, der erste Vertreter in Niederlothringen

aus einem Hause, dessen Glieder eine so bedeutende und oft verhängnisvolle Rolle in der Geschichte Belgiens gespielt haben. Es war einer der letzten Erfolge Philipps des Schönen; er starb 1314, aber seine Nachfolger blieben der von ihm entworfenen niederländischen Politik treu und verloren die Lütticher Angelegenheiten nicht mehr aus den Augen. Philipp VI. erneuerte Adolf seine jährliche Pension von 2500 Livres und unterhielt beständig brieflichen Verkehr mit ihm. Adolf meldete ihm jubelnd die Siege über seine Untertanen, rief ihn als Vermittler bei dem päpstlichen Stuhle an, duldete es, daß des Königs Trabanten einen Domherrn von Saint-Lambert auf lüttichischem Boden in Verhaft nahmen, entschuldigte sich auf die demütigste Weise, als der König ihn vor sein Gericht lud, gerade als ob er ein Vassal der französischen Krone gewesen wäre. Er erwies sich fortwährend als ein treuer Anhänger Frankreichs; 1324 bemühte er sich, Karl IV., den Schönen, auf den Kaiserthron zu bringen, und 1337 kam er mit seinem Heere Philipp VI. unter den Mauern der von Eduard III. belagerten Stadt Tournai zur Hilfe. Der König seinerseits war so zufrieden mit Adolf, daß er sich mit dem Gedanken trug, ihn durch seine Erhebung auf einen der wichtigsten bischöflichen Stühle Deutschlands für noch ehrgeizigere Pläne zu gebrauchen: wie, wenn ein so geschmeidiges Werkzeug der französischen Politik als Kurfürst in einer eventuellen Königswahl das ausschlaggebende Wort zu sagen hätte? Wahrscheinlich mit diesem Hintergedanken empfahl der französische König den getreuen Adolf dem Papste 1332 für den Bischofsstuhl von Köln, 1333 für denjenigen von Mainz. Aber beide Male weigerte sich Johann XXII., dem Kapetinger diese Bitte zu gewähren¹⁾. Der König war glücklicher, als es sich um die Nachfolge Adolfs handelte: auf seine Empfehlung ernannte Papst Clemens VI. desselben Neffen Engelbrecht (1345)²⁾. Und 1364 gelang es ihm sogar, seinen Schützling durch die Gunst Urbans V. nach Köln berufen zu sehen. Um diesen Erfolg der französischen Politik zu vervollständigen, blieb nur übrig, Engelbrecht einen französisch gesinnten Nachfolger in Lüttich zu geben. Das Lütticher Domkapitel, welches anfangs von den Umtrieben des Königs nichts gewußt zu haben scheint, hatte sich schon mit der Bitte an den Papst gewendet, er möge seine Wahl auf Ferry de Bar fallen lassen. Als jedoch die Domherren bald darnach erfuhren, der König befürworte einen andern Kandidaten, Reinhard von Barbançon, sahen sie ohne weiteres von dem ihrigen ab und schlossen sich dem königlichen Schützlinge an: ein schlagenderer Beweis für die Fortschritte des französischen Einflusses in Lüttich ließe sich schwerlich finden. Aber auch diesmal hielt es der Papst nicht für geraten, die französische Krone so willkürlich über den Lütticher Stuhl verfügen zu lassen, und er berief auf denselben den damaligen Bischof von Utrecht, Johannes von Arkel. Wenn man all die Vorgänge zusammenfaßt, muß man gestehen, daß den avignonensischen Päpsten unrecht getan wird, indem man sie kurz und gut als bloße Werkzeuge in den Händen der französischen Politik darstellt. Mehr als einen Vorwurf kann man ihnen machen; diesen aber haben sie nicht verdient.

Mit der verfehlten Ernennung Barbançons hatte der französische Einfluß auf die Lütticher Angelegenheiten sein Ende gefunden. Im großen abendländischen Schisma, während Frankreich Clemens VII. huldigte und alles aufbot, um andere Länder unter die Avignonensische Obedienz zu bringen, blieb Lüttich dem Papst von Rom treu und ergriff sogar strenge Maßregeln gegen die Clementiner. Zwar gelang es Frankreich 1399, dank der Beredsamkeit seines Gesandten und dem kräftigen Eingreifen Philipps des Kühnen von Burgund, die Diözese auf kurze Zeit in die von Paris aus proklamierte „*Soustraction d'obédience*“ zu verwickeln; aber kaum war Philipp gestorben, so kehrte Lüttich wieder

1) *Analecta Vaticano-Belgica* III, nr. 3176 und 3466.

2) *O. c.* VI, nr. 1397 und 1409.

unter die Obedienz von Rom zurück (1404), trotzdem Frankreich schon 1403 den avignonensischen Papst wieder anerkannt hatte. Übrigens gestattete die jämmerliche Lage Frankreichs unter Karl VI. diesem Reiche keine andere Politik als eine bloß defensive. Und als es nach dem Ende des hundertjährigen Krieges wieder Fuß in Lüttich zu fassen versuchte, war es zu spät: der mächtige burgundische Nachbar überwachte dort mit argwöhnischem Auge das gesamte öffentliche Leben. Es blieb also Karl VII. und Ludwig XI. nichts übrig, als ruhmlos in den niederen Schichten der Bevölkerung zu wühlen und dieselben gegen den burgundisch gesinnten Bischof aufzuwiegen, aber der einzige Erfolg ihrer Intriguen war für Lüttich die erbarmungslose Zerstörung durch Karl den Kühnen (1468) und für ihre Krone die schmachlichste Demütigung, indem Ludwig XI. durch den erzürnten Herzog gezwungen wurde, persönlich mit ihm nach Lüttich zu ziehen, um an der furchtbaren Bestrafung der von ihm selbst zur Empörung gereizten Stadt teilzunehmen.

So versagten die Hoffnungen der französischen Politik in jenem Teile Niederlothringens, wo sich ihr die schmeichelndsten Ausichten zu öffnen schienen. Sehen wir, ob sie sich eines besseren Erfolges in Brabant rühmen konnte.

Brabant war, wie ich schon betont habe, bei weitem der mächtigste aller niederlothringischen Staaten. Seine Dynasten waren stolz darauf, von Karl dem Großen abzustammen, und sahen ruhig zu, wenn ihre Panegyristen ihnen ein Unrecht an die von den Kapetingern usurpierte Krone Frankreichs vindizierten. Obschon seit langer Zeit der in ihrer Familie erblich gewordene Titel eines Herzogs von Niederlothringen nur noch ein leeres Wort war, verzichteten sie nie ausdrücklich auf den ehrgeizigen Traum, ganz Belgien wieder einmal unter ihrer Obermacht vereinigt zu sehen. Dem Druke Frankreichs, von welchem sie die Grafschaft Hennegau schied, waren sie nicht so ausgesetzt als die anderen belgischen Lehen, und ihr Volk behauptete seinen germanischen Charakter besser als seine Nachbarn: von einer Verwelschung wie die des großstädtischen Patriziats Flanderns wußten die vornehmlichsten Stätten brabantischer Kultur nichts.

Es war demgemäß kein leichtes Unternehmen, Frankreichs Übermacht in Brabant befestigen zu wollen. Die Könige versuchten es, aber die Herzöge ließen sich nicht gewinnen. Wohl steckten sie die ihnen dargereichten Jahrgelder in die Tasche, gestatteten aber den Königen nicht das geringste Eingreifen in die brabantischen Angelegenheiten. Als sich König Karl IV. im Streite Johannes' III. von Brabant mit dem Herrn von Balkenburg als Schiedsrichter aufdrängen wollte (1329), wies ihn der Herzog entschieden zurück mit der Erklärung, er sei kein Vasall der französischen Krone:

Want hie niet en hilt van den koning:
Brabant es seyn eygen lant
Also verre als duecht trechte Brabant
Hi en heeft er geren here af
Dan God die't al geeft ende gaf¹⁾.

Nicht glücklicher war der König, als er im folgenden Jahre den Herzog aufforderte, den von ihm gebannten Robert von Artois aus Brabant zu verweisen. Johann antwortete ebenso gelassen als großmütig, er könne auf keinerlei Weise einem Verwandten, der sich nicht gegen ihn verschuldet und dazu noch seine Hilfe angerufen hatte, sein Land schließen. Jetzt riß dem König die Geduld; er wandte sich an den streitlustigen König Johann von Böhmen, und dieser bewährte Ränkeschmied brachte in kurzer Zeit eine wirkliche Verschwörung aller Nachbarn Brabants fertig. Ein Bund von nicht weniger als siebzehn niederlothringischen Dynasten zog ins Feld gegen den Herzog: es schien, als könnte diesmal Brabant dem Ver-

1) Jan Boendael, Brabantsche theesten, v. 2236—40; Edmund De Dynter, Chronicon, II, S. 556.

derben nicht entgehen. Aber Johann verteidigte sich so tapfer, seine Feinde hingegen zeigten sich so lau und zögernd, daß der Siebzehnerbund nichts ausrichten konnte, und die Verbündeten gingen auseinander, ohne dem Feinde einen erheblichen Schaden beigebracht zu haben. Da mußte der König sich überzeugen, daß mit der Gewalt nichts gegen Brabant auszurichten sei; er kehrte zu seiner früheren Politik zurück, lud den Herzog nach Compiègne ein, überhäufte ihn mit Schmeicheleien und Gnadenerweisen, erneuerte ihm das von Philipp dem Schönen bewilligte Jahrgeld von 2000 Livres, versöhnte ihn im Frieden von Amiens mit all seinen Feinden, verlobte seine Tochter mit dessen Sohne und konnte hoffen, jetzt wenigstens den stolzen Herrn etwas fügsamer gemacht zu haben.

Er täuschte sich abermals. Der Herzog verfolgte unwandelbar die Bahn seiner unabhängigen, von keiner Rücksicht auf Frankreich beeinflussten Politik. Als der hundertjährige Krieg zwischen diesem Reiche und England ausbrach, ergriff er anfänglich für keines von beiden Partei: nur durch die Notlage seiner Untertanen ließ er sich aus seiner neutralen Haltung verdrängen. Eduard III. hätte nämlich die Zufuhr der englischen Wolle nach Brabant untersagt, und diese Maßregel konnte der brabantischen Tuchweberei den Todesstoß geben. Da zögerte der Herzog nicht mehr: er ließ die Neutralität fallen, verband sich mit Eduard, bekam von ihm den Titel seines Vikars in Frankreich und half ihm mit seinen Truppen bei der Belagerung von Tournai. Als aber 1347 König Philipp, in der Hoffnung, ihn wieder zu gewinnen, sich eifrig beim Papste verwendete, um ihm den endgültigen Besitz der wichtigen Stadt Mecheln zu versichern, verlor die englische Freundschaft jeden Reiz für ihn; er ging in das Lager des Königs von Frankreich über, welcher froh genug war, auf diese Weise den unbequemen Nachbarn unschädlich zu machen. Also hatte der Herzog nicht nur auf dem Schlachtfeld, sondern auch auf den Irrgängen der Diplomatie den zwei mächtigsten Herrschern Europas gegenüber die Unabhängigkeit Brabants behauptet, und nicht mit Unrecht kennzeichnet die einheimische Historiographie die Laufbahn Johans III., indem sie ihm den Beinamen *le Triomphant* gibt.

Fast ein ganzes Menschenalter dauerten die Folgen der geschickten Politik Johans' III. unter seiner Tochter Johanna und ihrem Gemahl Wenzel von Luxemburg. Als aber nach Wenzels Tode (1383) die Regierung sich in den schwachen Händen seiner Witwe befand, konnte Frankreich der Versuchung nicht widerstehen, in die niederländischen Angelegenheiten wieder einzugreifen. Es bot sich eben eine günstige Gelegenheit. Der junge Herzog Wilhelm von Geldern war dreist genug gewesen, dem französischen Könige einen in möglichst verletzender Form verfaßten Fehdebrief zu senden, welcher am Pariser Hofe die größte Entrüstung hervorgerufen hatte, und der schlaue Philipp von Burgund, dem der geldernsche Nachbar seit langer Zeit ein verhaßter Feind war, bewies seinem Neffen ohne große Mühe, er sei seiner Ehre schuldig, den unverschämten Niederländer züchtigen zu gehen. Brabant war der kürzeste Weg nach Geldern, und auf die Einwilligung der Herzogin Johanna glaubte man unbedingt rechnen zu können. Aber der Geist Johans III. war in den brabantischen Städten lebendig geblieben; sie verweigerten kurz und gut der französischen Armee den Durchzug, und Karl VI. mußte sich zu weitem Umwege über die Ardennen und das Lütticher Land nach Geldern bequemen¹⁾ (1389). Es war übrigens ein durchaus erfolg- und ruhmloser Feldzug.

Gleich als wollte sie Frankreich für den Mißerfolg des geldernschen Feldzugs entschädigen, nahm kurz darauf Johanna eine Maßregel, deren für Belgiens Zukunft fast un-rechenbare Tragweite wohl niemand damals voraussah. Eine zwischen ihr und ihrem Gatten Wenzel stattgehabte Vereinbarung hatte bestimmt, daß, falls sie ihn überlebe, ihre

1) Froissart, Chronique, ed. Kervyn de Lettenhove, B. XIII, S. 187.

ganze Erbschaft Wenzels Verwandten anheimfallen sollte. Dieser Vereinbarung zufolge wäre das durch das luxemburgische Herrscherhaus vertretene Deutschland wieder in den Besitz der herrlichen Domäne Brabant und Limburg gekommen und die Entstehung einer unabhängigen belgischen Nationalität unmöglich geworden. Nach dem Tode Wenzels aber vergaß seine Witwe unter dem Einflusse ihrer burgundischen Verwandten ihr früheres Versprechen und vermachte ihrer Schwester Margarete, Gattin Philipps von Burgund, ihre ganze Erbschaft. Als nun Margaretes jüngerer Sohn Anton von Burgund nach dem Tode seiner Tante als Herzog von Brabant und Limburg anerkannt wurde, konnte es scheinen, Frankreich habe endlich auf dem Wege der Diplomatie das solange vergebens verfolgte Ziel erreicht, Belgien unter seine Schutzherrschaft zu bringen, und man hätte ihm zurufen können: *Bella gerant alii, tu, felix Gallia, nibe!*

Ein Mitglied des Kapetingischen Hauses stand als Herrscher in Brabant und Limburg, ein anderes in Flandern und Artois; die reichsten Lehen Niederlands gehorchten französischen Herrschern; im Stift Lüttich schlugen alle Herzen für Frankreich. Wie eine reife Frucht schien Belgien auf dem Punkte, den Kapetingern in die Hand zu fallen.

Aber es ging anders. Die brabantische Erde verwandelte ihre französischen Herren in belgische Fürsten. Wenn auch Anton sich noch von seinen Ständen den Vorwurf verdiente, den französischen Angelegenheiten mehr Sorgfalt als den brabantischen zu widmen¹⁾, und wenn er auch als echt französischer Vassall in der Schlacht von Azincourt (1415) unter der französischen Fahne fiel, seine Nachfolger Johann IV. und Philipp von Saint-Pol vergaßen ihre französische Herkunft und verstanden es, sich in die brabantischen Interessen einzuleben. Als letzterer kinderlos starb, versammelten sich die brabantischen Stände eigenmächtig und schritten zur Wahl seines Nachfolgers, ohne irgendeinem Widerspruch von Süden oder Osten her zu begegnen. Der Erwählte war Philipp der Gute, Herzog von Burgund und Graf von Flandern, ein Vetter der beiden letztverstorbenen Herzöge²⁾. Mit dieser Wahl war der Politik Brabants, wie sie Johannes III. seinem Volke hinterlassen hatte, die Krone aufgesetzt: die vollständige Unabhängigkeit des Herzogtums von jedem auswärtigen Einflusse war aufs entschiedenste behauptet, mehr noch: durch die Anschließung Brabants an Flandern war der Grund einer territorialen Macht gelegt, welche in kurzer Zeit ganz Niederlothringen unter derselben Herrschaft vereinigen und einen der mächtigsten europäischen Staaten bilden sollte.

Aber nicht nur Frankreich, sondern auch Deutschland gegenüber wußte Brabant seine Unabhängigkeit zu verteidigen. Umsonst bot Kaiser Siegmund nach dem Tode Anton's von Brabant alles auf, um eine, wenn auch nur scheinbare Wiedervereinigung der belgischen Provinzen und speziell Brabants mit dem Deutschen Reiche herzustellen (1416). „Wollt ihr denn Franzosen werden“³⁾, rief er den brabantischen Gesandten ärgerlich zu, als er sich überzeugen mußte, daß sie sich durch seine Drohungen nicht einschüchtern ließen. Daß Brabant keine Lust hatte, französisch zu werden, erhellt zur Genüge aus den vorhergehenden Seiten, aber die einmal gewonnene Unabhängigkeit wollte es nicht preisgeben, und seit fünf Jahrhunderten bleibt Belgien zwischen Deutschland und Frankreich diesem Standpunkte treu.

1) Haraeus, *Annales ducum Brabantiae* B. I, S. 379.

2) *Predicti vero tres status Brabancie et Lymburgis, supradictis causis et rationibus ab utraque parte hinc inde propositis et allegatis bene intellectis et diligenter examinatis, matura desuper deliberatione prius prehabita, breviter et unanimiter concordarunt et declararunt quod memoratum dominum Philippum Burgundie ducem in eorum verum ducem et dominum recipere et admittere tenerentur.* De Dynter, *Chronicon*, B. III, S. 501—2.

3) *Brabantsche Yeesten* B. III, S. 281, De Dynter, *Chronicon*, B. III, S. 338.